

Petra Hůlová

Kurzer Abriss meines Lebens
in der mongolischen Steppe

Petra Hůlová

Kurzer Abriss meines Lebens
in der mongolischen Steppe

Roman

*Aus dem Tschechischen
von Christa Rothmeier*

Sammlung Luchterhand

WENN BEI UNS daheim Schoroo ist, fliegen rund ums Ger Plastiktüten durch die Luft. Manchmal setze ich mich dann raus und sehe zu, wie in den Windhosen der Sand kreist, der Horizont sich goldbraun verfärbt und die Sonne durch den aufgewirbelten gelben Staub matt und zittrig wirkt. Die Schuhe werden grau vom Staub, der in den Augen sticht und in den Hufen der Pferde knirscht, die ganze Herde ist nervös, und der wild kläffende Nochoi hat eine Menge Arbeit, die trächtigen Stuten mit den Jungen von den anderen zu trennen.

Wenn bei uns daheim Schoroo ist und man nichts tun kann, weil man keinen Schritt weit sieht und ich draußen ersticken oder den Rückweg nicht finden würde, sitze ich rechts vorm Eingang und frage mich, wie es bei uns wohl früher ausgesehen hat, als es keine Plastiktüten gab und Familien wie wir kein einziges ordentliches Messer besaßen und nichts dazuverdienen konnten durch den Verkauf von Keksen und Zigaretten, wie es unser Vater tat, wenn sich zufällig jemand zu uns verirrte. Und das passiert in letzter Zeit ziemlich oft.

Es hängt angeblich damit zusammen, dass in Bulgan jemand gute und billige Mandschin, Möhren und Zwiebeln anbietet, und deshalb fahren die Leute häufiger als früher dort hin einkaufen, und an unserem Ger kommen dann eben mehr

vorbei. Ich glaube das allerdings nicht, weil auch in Dawchan Gemüse verkauft wird und in diese Richtung an Wochentagen trotzdem nur ein paar Leute unterwegs sind.

Vielleicht ist der Dawchaner Gemüsehändler auch so ein Erliiz wie sein Vater, und es will ihm niemand was abnehmen, Chinesen sind hinterlistig, ihnen traut hier keiner.

Dawdscha, die Tochter der Familie, die acht Kilometer südlich von uns wohnt, hat sich seinerzeit einen Chinesen mit heimgebracht, und Batu, ihr Vater, zeigte Lio Fu an, er wäre illegal hier und schmuggle Schuhe aus Kunststoff und waserdichte T-Shirts und verkaufe sie in der Hauptstadt. Wahrscheinlich war es so, wenigstens glaubten es damals alle, weil er merkwürdig aussah und fast nicht sprach, aber der kleinen Gerle den Vater zu nehmen, kaum dass sie geboren wurde, ist nicht richtig. Dawdscha weinte die ganze Zeit und drohte fortzugehen, nur gab es keinen Ort, wo sie hätte hingehen können. Lio Fu fuhr in die Stadt, um alles zu regeln, als er nach vierzehn Tagen aber immer noch nicht zurückkehrte, schien festzustehen, dass man ihn nach China heimgeschickt hatte. Oder es hatten sich Verwandte seiner angenommen, jeder Erliiz hat in jedem Land irgendwo welche, und die haben Lio Fu eine andere Frau gesucht, mit deren Familie es nicht solche Probleme gab. Wahr ist, dass er nicht mehr zurückkam. Mama sagte damals, sie verstehe Batu, sie würde mich auch nie einem Chinesen geben, nicht einmal für eine Herde noch so schneller scheckiger Pferde oder fetter Kamele.

Auf Grund meiner merkwürdigen Augen und meiner schwächtigen Gestalt sehe ich aber selber wie eine von denen aus. Ein paar Leute haben mich das auch schon spüren lassen, zum Beispiel als ich einmal in der Somonschule mit den

Filzen meiner Familie prahlte, für die die Händler im ganzen Aimak immer am meisten zahlten. Sie aber grinsten dreckig.

Meine Herkunft als reinblütige Chalch so offensichtlich in Frage zu stellen! Ich hatte es ihnen zeigen wollen, und stattdessen kamen mir die Tränen. Das hat mich damals hart getroffen. Allerdings glaubte ich anderen ohnehin mehr als meiner eigenen Mutter. Nara hatte von Geburt an sehr helles Haar. Papa war damals beim Militär gewesen, genauso wie er fort war, als Mama sich mich machte, so dass man ihr in diesen Dingen nicht besonders trauen kann.

Als ich ungefähr fünf war, kam einmal ein Mann zu uns, und er war kein Mongole. Er hatte langes dichtes Haar, einen eigenartigen Deel mit engen Ärmeln, und er übernachtete bei uns. Als er uns am nächsten Morgen verließ, schien es, als könnte Mama das nicht ertragen und als müsste sie ihn schlagen, sich auf ihn werfen oder mit ihm gehen. So wilde Bewegungen und so rot glänzende Augen hatte sie, als er aufbrach. Ich erinnere mich daran, ich war krank, hatte Fieber, und in Mamas Augen loderten Flammen, die Zungen wütender Hunde, bereit, mich zu töten. Diese Augen blickten mich unentwegt an, während Mama an meinem Bett saß und mich mit saurem Schafsjoghurt fütterte, damit ich nicht alle Kraft verlöre. Das war, nachdem der Mann, der kein Mongole war, gegangen war.

Das Gefühl, sie würden mich nicht so mögen wie Magi, hatte ich schon vorher gehabt, damals jedoch spürte ich, dass Mama auch fremd und böse sein konnte, so feindselig beäugte sie mich und putzte hinter mir her, weil ich außer Joghurt immer alles erbrach. Großmutter sagte, das sei das Ende, aber es war nicht so.

In dem Frühling, als der unbekannte Mensch auftauchte, der kein Mongole war, hatten wir eine Menge junger Lämmer und von da an nie wieder. Großmutter sagte später, er wäre dran schuld, er hätte unsere Lämmer verflucht, und sie fügte noch hinzu, hätte er stattdessen mich mitgenommen, wäre das bei weitem kein so großer Schaden gewesen, weil ich damals erst fünf war, und so was ist noch kein Mongole, so ein fünfjähriges Zicklein. Außerdem hatten Papa und Mama noch drei weitere. Jetzt sind wir wieder nur mehr drei, Magi ist gestorben, aber es reicht immer noch, dass unser Geschlecht nicht untergeht, auch wenn einer von uns in einem Schneesturm hängen bleibt, sich eine Krankheit einfängt oder sich verirrt.

Das mit Magi ist sehr traurig, sie war nämlich von uns allen die Schönste, und Papa hatte sie immer schon am liebsten gehabt. Wenn Mama ihm schon keinen Jungen schenkte, und ich glaube, das hat er ihr nie ganz verziehen, gebar sie ihm wenigstens die größte Schönheit der ganzen Gegend. Tsarajtaj Ochin, sagten immer alle, wenn sie zu uns auf Besuch kamen und Nara und ich uns nur im linken, im Frauteil des Ger, aneinanderschmiegt und uns trösteten, Magi wäre nur deswegen schöner als wir, weil sie viel älter war, obwohl zwischen ihr und mir nur drei und zwischen ihr und Nara nur vier Jahre lagen und sie von Kindheit an so schön gewesen war und wir das wussten.

Ojuna, als sie noch klein war, begann, kaum, dass Nara und ich die Köpfe zusammensteckten und tuschelten, mit den Fäusten auf meine Schenkel zu trommeln und sich zwischen uns zu schieben, damit ihr nur nicht zufällig etwas entginge. Damit

wir sie, die Jüngste, beachteten. Sie ist sieben Jahre jünger als Nara und an die acht jünger als ich, und sie ging uns auf die Nerven und musste sich bei uns immer alles hart erkämpfen. Sie verdarb uns sämtliche Spiele, und wir mussten sie überall mit hinschleppen, weil Mama Arbeit hatte, Papa bei der Herde war und Magi es sich einzurichten verstand. Sie versteckte sich dann mit einem Lavoir hinter dem Ger und wühlte dort stundenlang in den Eingeweiden der Schafe herum, die Papa an diesem Tag geschlachtet hatte, obwohl mit so einer Arbeit jeder gleich fertig ist. Oder sie redete sich darauf heraus, sie müsse Argal holen, damit Mama am Abend für die Buuz den Ofen heizen könne, und Ojuna würde sie nur von der Arbeit abhalten. Also schleppten schließlich immer ich und Nara sie mit uns herum.

Ojuna wurde im schrecklichsten Winter geboren, an den ich mich erinnern kann. Draußen heulte ein so eisiger Wind, dass sich die Wimpern bei jedem Lidschlag von neuem voneinander losreißen mussten, und manchmal, wenn ich zur Herde musste und abends dann auf dem Heimweg schon müde war, schob ich jedes Aufreißen der Augendeckel immer länger hinaus und hatte Lust, mich in den Schnee zu setzen und einzuschlafen. Auch die Nasenlöcher waren wie zugefroren, und es zog schmerzhaft an den Härchen. Das ist in jedem unserer Winter so, aber damals, als Ojuna zur Welt kam, war es noch viel schlimmer.

Den Tieren fielen die Flanken ein und den Menschen die Wangen, so dass auch junge wie uralt aussahen, und kleine Kinder wurden von den Erwachsenen überhaupt nicht hinausgelassen. Sie banden sie an den Bettbeinen fest oder hängten sie in ledernen Wiegen über die Öfen, um sich ihretwegen

keine Sorgen machen zu müssen, wenn sie den Schafen den Schnee wegscharren gingen.

Schnee fiel in dem Winter, als Ojuna geboren wurde, so viel, dass Großmutter beschloss zu sterben, weil sie glaubte, eine derartige Katastrophe nicht ertragen zu können, und so schlief sie während der drei schlimmsten Monate unter Decken neben dem Ofen, während Papa für die Ziegen- und Schafsjungen starken heißen Tee mit Milch kochte, damit sie überlebten. Das ausgewachsene Vieh umwickelte er mit alten Fellen, und die Pferde schrie er an, wenn er sah, dass eines von ihnen nicht mehr leben wollte. Wenn die braven Pferde verendeten, schlug er ihnen mit der Taschuur aufs Hinterteil und auf die Beine, damit sie aufstanden, und dann erschoss er sie, und Nara und ich rannten schnell herbei, um zuzusehen, wie sich die sterbenden Augen mit einem blinden Häutchen überzogen und die Lenden zitterten, als würden sie Fliegen verscheuchen. Ich zog dann die Handschuhe aus und griff dem Pferd zwischen die Hinterbeine, wo es am wärmsten war.

Einmal lief Nara rasch heim, weil Großmutter von ihrem Bett aus schrie, Mama gebäre. Ojuna war ein unglaubliches Kind, und Mama plagte sich lange mit ihr. Sie war nicht mehr die Jüngste und war nicht sehr erfreut gewesen, als sie feststellte, wir würden wieder einer mehr sein. Papa freute sich, weil er sich sicher war, Mama jetzt endlich einen Jungen gemacht zu haben. Als wir den Sommer zuvor Besuche machten, protzte er überall damit und verspottete Ojunbat, der unweit von Batu und Dawdscha wohnte, weil ihm im selbigen Frühjahr die sechste Tochter geboren worden war und Mama unterdessen ein Bauch wuchs, in dem, wie sich Papa vorstellte, der künftige Dschingis Khan unseres Stamms schlummerte.

Tante Chiroko, die einen, Burchan weiß warum, japa-

nischen Namen hat und die mancher aus unserer Familie aufsuchte, weil sie eine Schamanin war, nickte nur dazu, und Papa glaubte, es würde klappen. Als dann aber Ojuna zur Welt kam, erklärte er, Chiroko hätte das von Anfang an gehaut, sonst würde sie nicht so mit dem Kopf genickt haben, und auch er hätte es sich gleich gedacht, als er sah, wie spitz Mamas Bauch war und wie langsam er wuchs.

Als Mama den Bauch hatte, waren Nara und ich zufrieden. Mama wurde immer langsamer und unbeholfener und beachtete uns immer weniger, Papa steckte mit der Herde ewig in den Bergen, und sie musste daheim alles allein bewältigen, weil sie seit damals, als Großmutter das Fleisch für die Chuuschuur zu salzen vergaß, aufgehört hatte, mit ihr im Haushalt zu rechnen.

Großmutter regte sich manchmal auf, weil Mama ihr verwehrte, ihre Arbeit zu tun, dann beschimpfte sie Mama in ihrem Dialekt, der Sprache eines westlichen Volks, damit Nara und ich nichts verstehen konnten, und Mama war auch so alles klar. Ich ahnte nur irgendwie, dass Großmutters Worte diesen Menschen betrafen, der nie ein Mongole war und den Mama liebte.

Als damals Mama gebären sollte, herrschte eine derartige Kälte, dass sie Nara, Magi und mich nicht für längere Zeit hinausschicken konnten, und daher werde ich nie Ojunas erstes Weinen und Mamas ergriffenes Seufzen vergessen, als es vorbei war. Sehen hatten wir es nicht können, und so erinnere ich mich an diesen Abend und an diese Nacht nur mit den Ohren. Eine lange Dunkelheit und Schreien, und als dann der Morgen heraufzog, schliefen Mama und das zu einem schmalen, harten Bündel verschnürte Baby schon, zugedeckt mit fast al-

len Schaffellen, die wir damals besaßen, weil Papa sich Sorgen machte. Und obwohl nur ein Mädchen geboren worden war, heizte er die ganze Nacht und noch einmal Tag und Nacht ohne Unterlass, bis Nara und mir von der heißen, schweren, rauchgeschwängerten Luft übel wurde. Hinaus durften wir aber nicht, nur zum Austreten, weil Papa die Zugluft fürchtete, das Baby könnte sich ja erkälten, und so lagen Nara und ich zusammen im Bett und spielten unsere Spiele.

Wir hatten ständig einen Beutel mit Schafsknöchelchen bei uns. Ich rote und Nara gelb gefärbte. Wenn wir gut gelaunt waren, schüttelten wir sie auf den Boden und spielten. Damals, als Ojuna geboren wurde, passierte es, dass mir dreimal hintereinander alle Würfel mit dem Kamel fielen, und Nara wurde wütend und fegte die Knochen mit einer einzigen Handbewegung in alle Ecken des Ger. Von diesem Lärm erwachte das Baby, das gerade getrunken hatte und schon fast schlief, und stieß ein nicht zu stillendes Gebrüll aus. Mama begann es von oben bis unten abzuklopfen, damit es sich beruhigte, und schimpfend stieß Papa, Zugluft hin oder her, Nara vors Ger zu den Hunden in die Kälte hinaus.

Wenn so ein kalter Winter war wie im Jahr des Kaninchens, als Ojuna in unsere Mitte kam, führten sich die Hunde immer furchtbar auf. Sie hatten ewig Hunger und konnten die ganze Nacht an der Gertür kratzen, obwohl sie genau wussten, dass die Wärme nur für uns, die Mongolen, da war.

Großmutter lag den ganzen Ojuna-Winter lang im Bett. Sie zitterte sogar im doppelten Winterdeel vor Kälte und jammerte, Magi heize zu wenig, Nara und ich taugten zu nichts, und Papa käme abends zu spät heim. So schlief und weinte sie tagelang, und einmal hörte ich, wie Mama zeitig in der Früh,

als ich praktisch noch schlief, zu Papa sagte, Großmutter würde die Neujahrsfeiern nicht mehr erleben, und wer sollte ihr dann bei der Zubereitung des Teiges für die Buuz helfen. Jede Familie musste davon mindestens fünftausend machen, damit schließlich alle Besucher weggingen mit einem Magen schwer wie der Bauch des Juliviehs, das den ganzen Tag nur mit gebeugtem Kopf dasteht und unablässig grast.

Papa sagte nur, Großmutter wird durchhalten, nahm den Sattel vom Haken und ging seiner Arbeit nach. Er zürnte Mama nicht im Geringsten, und ich bekam neuerlich eine Bestätigung dafür, dass Mama böse und grausam sein konnte, war sie doch fähig, so über Großmutter zu reden. Großmutter war Papas Mutter und nicht die von Mama, vielleicht stritten sie und Mama deswegen so oft und machte Mama Großmutters Ansicht nach selten etwas gut genug. Aber auch andere Dinge spielten dabei eine Rolle. Möglich, dass Großmutter etwas gesehen hatte, was sie nicht hätte sehen sollen, dass sie die Geheimnisse von Mamas Herzen kannte.

Papas Familie stammte aus dem Westen, sie hatte immer zu den Glanzvollsten der Durwut-Stämme gehört, und Großmutter konnte nur schwer verkraften, dass Papa ein Mädchen aus einer gewöhnlichen Nomadenfamilie geheiratet hatte, die kaum mehr als zwanzig Pferde besaß und an Schafen und Ziegen sicher nicht mehr als hundert. Noch dazu war Mama eine Chalch, und die hatte Großmutter noch nie besonders leiden können.

Wenn sie alle paar Jahre einmal in die Hauptstadt fuhr, die eine Chalch-Stadt ist und wo sie ein paar entferntere Verwandte hatte, verzogen die alten Weiber, die auf der Straße Zigaretten und Limonade direkt aus den Kartons verkaufen,

spöttisch die Gesichter. Obwohl die Durwut nur das Ch wie ein K aussprechen und ihre Sprache vielleicht ein klein wenig gepresster klingt als Mamas Sprache, taten die Frauen in den Geschäften manchmal, als könnten sie Großmutter nicht verstehen, und wollten sie nicht bedienen.

Mama sagt, diese Verschiedenheit sei dadurch gegeben, dass im Westen hohe Gebirge liegen und der Horizont dieser Berge wegen kurz und schartig ist, während die meisten Chalch in der freundlichen, endlosen Steppe leben, weswegen auch ihre Sprache so offen sei.

Ich weiß nicht, aber dass ich eher spreche wie Mama, liegt daran, dass Papa sich mit mir, als ich klein war, nicht viel unterhielt. Aber ganz wie Mama spreche ich nicht, in der Schule erkannten sie nämlich sofort, dass Papa wohl von woanders stammt, weil nicht er, sondern Mama mit der Frau Lehrerin redete, denn Mama spricht wie alle hier in unserem Aimak. Als ich das Großmutter erzählte, sagte sie, ich würde meine Vorfahren nicht verleugnen und das sei gut. Papa hörte nur zu und sah ein wenig traurig aus, weil er mit seiner Sprache in unserem Aimak immer Probleme gehabt hatte und wahrscheinlich nicht wollte, dass wir in diesem Punkt ihm nachgarieten. Sehr gesprächig war Papa aber nie.

Früher glaubte ich, er würde dauernd über die Arbeit nachdenken, weil für das Vieh draußen er allein zuständig war und er keine Söhne hatte, die ihm dabei geholfen hätten. Außerdem wies mich Mama, als ich ein Kind war und mit Papa am Abend Schagee spielen oder ihm ein Nest mit kleinen Tarbagan zeigen wollte, das ich gefunden hatte, immer gleich zurecht. Ich solle mich trollen, sagte sie, Papa müsse arbeiten, und sie ließ mich Leder schneiden oder Fleisch zurichten, damit ich was lernte.

Wenn Papa aber in Stimmung war, das Vieh Fett ansetzte und das braune Fell der Pferde wie ein Tümpel glänzte, der in der Sonne spiegelt, dann hatten wir es lustig mit ihm.

Papa suchte für Magi, Nara und mich drei besonders wilde Pferde aus, auf denen man zwar reiten konnte, sich im hölzernen Sattel zu halten jedoch schrecklich anstrengend war. Wir hatten von unserem Onkel schöne, bunt bemalte Kindersättel, damit wir auf den Pferderücken nicht so herumblimeln, Papa machte jeder von uns eine kleine Taschuur, damit wir einem störrischen Pferd auch ordentlich die Peitsche geben konnten, und los ging's.

Als wir drei Jahre alt waren und noch etwas später, hob Papa uns auf die Pferde, später beherrschten wir das Aufsitzen aber schon selbst, und Magi musste aufhören, damit anzugeben, dass sie es konnte.

So ritten wir mit Papa bis an den Horizont, jagten die schweißtriefenden Pferde der riesigen zornigen roten Sonne entgegen, die sich langsam in der Erde verkroch, und konnten sie nicht erreichen. In diesen Momenten fühlte ich, dass wir eine Familie waren, dass niemand die Bande des Blutes zerhauen konnte, und ich hatte nicht die geringste Lust, zu Mama zurückzukehren, die mit rauchgeröteten Augen am Ofen hantierte, um uns eine siedend heiße Suppe mit Talgstückchen zu kochen und darauf wartete, dass wir heimkämen.

Papa konnte furchtbar schnell reiten. Er schrie chusch! chusch! chusch!, aber ich sah nur die Bewegungen seines Mundes, weil den Schrei der Wind forttrug, und das Pferd hatte dann immer einen klatschnassen Rücken unter dem Sattel.

Meistens aber ritt ich etliche Dutzend Meter hinter Papa und bemühte mich, den Schwanz seines Pferdes nicht zu weit entkommen zu lassen, weil er sich immer das schnellste der

Herde nahm, obwohl er sagte, das sei nicht das Entscheidende.

Er trug einen dunklen weinroten Deel mit einem Zierverschluss, Mama gefiel er nicht sehr, bei uns im Somon hatte keiner so einen an, und Mama reichte es auch so schon, dass Papa und Großmutter sich durch die Sprache abhoben und es dauernd irgendwelche Probleme damit gab. Sie bestickte Papas Stiefel mit dem Sojombo, dem Staatswappen unseres Landes. Geometrische Ornamente und hineingeschlungene Rosetten hat jeder, sagte sie, aber derart nationalbewusst wird weit und breit nur Papa sein.

Papa war das egal, Hauptsache, die Spitzen waren schön nach oben gebogen, damit sie auch nicht das kleinste Stückchen unseres geheiligten Bodens verletzten, Hauptsache, die Stiefel waren warm genug, wenn er im Winter den ganzen Tag dem Vieh, das für die Eishaut darauf schon zu schwach war, den Schnee wegscharrte, damit es an das gelbe scharfe Gras herankommen konnte, das sich darunter befand.

Jener Winter, in dem meine jüngste Schwester geboren wurde, war von allen Wintern der ärgste. Von uns starb zwar niemand, aber trotz Papas täglicher Plackerei mit dem Tee und den Decken überlebte kein einziges Zicklein, das in diesem Jahr geboren wurde.

Wäre Mama nicht niedergekommen, wäre alles anders ausgegangen. Sie hätte Papa geholfen und er nicht eines Babys wegen drei Tage nur im Ger herumhängen und wegen unserer sich heiser plärrenden Schwester für Wärme sorgen müssen.

Das dachte sich Großmutter sicher, weil Mama wegen des Babys keine Zeit für sie hatte und auch wir Mädchen sie vergaßen. Durch das andauernde Schlafen kam sie nicht viel zum

Essen, und als sie zu Frühjahrsbeginn endlich aus ihrem völlig verflochten Fellnest herauskroch, war sie ausgemergelt wie die schreckliche alte Vettel Uuregma, die angeblich in den Bergen bei unserem Sommerlager wohnt und schlimme Kinder klaut. Mama erwähnte sie, wenn wir unsere Welpen quälten oder heimlich hinter dem Ger lauschten, worüber sich die Erwachsenen unterhielten.

Großmutter überlebte zwar, wie Papa vorausgesagt hatte, den Winter, aber es war nie mehr richtig was mit ihr anzufangen. Sie half Mama bei nichts und wurde zu allen außer zu Papa immer ekelhafter. Wahrscheinlich hatte sie sich auch auf einen kleinen Baatar, auf einen Enkel, gefreut, und Ojuna war ein gewöhnliches Mädchenbaby wie wir alle vor ihr. Mama wusste, dass Papa deswegen traurig war, und Großmutter hatte einen weiteren Grund zum Schimpfen. Als ob sie vergessen hätte, dass sie genauso wie wir ein Mädchenbaby gewesen war. Daraufhin nahm Mama sich vor, kein weiteres Kind mehr zu haben, und so kam es auch.

Ein Jahr später, im Sommer des Jahrs des Affen, begruben wir Großmutter. Ojuna fing gerade zu laufen an, und daher gab es eine Menge Arbeit mit ihr. Sie hörte damals auf, um Mama herumzukriechen und auf allen vieren zu hopsen, und musste sich auch nicht mehr an allem im Ger festhalten, wenn sie sich aufstellen wollte. Wenn Nara, Magi und ich ihr mit Uuregma drohen wollten, machte sie sich nichts draus, weil sie noch dumm war, und wir hatten sie von morgens bis abends am Hals. In der Woche, in der Großmutter starb, waren wir alle außer Papa und Ojuna zu Besuch bei Munchtsetseg.

Munchtsetseg war Mamas Cousine, die auch fast nur Töchter hatte und mit ihnen und ihrem Mann Majdar ungefähr eine Tagesreise mit dem Auto von unserem Ger entfernt

im Nachbaraimak wohnte. Sie hatten uns damals zur Verkostung ihres Kumys eingeladen.

So wie wir in unserem Landstrich die besten Rindshäute hatten und auch unser Kaschmir zum hochwertigsten zählte, vergoren wiederum Majdar und Munchtsetseg die beste Stutenmilch im ganzen Öwörchangaj-Aimak.

Papa und Munchtsetseg mochten sich nicht, außerdem musste er sich um die Herde kümmern, und Großmutter war für die Reise zu schwach. Zu Hause blieb schließlich auch Ojuna, weil nämlich Mama, was die Beaufsichtigung eines kleinen Kindes betraf, Großmutter traute. Und so sollte Ojuna vier Tage mit Großmutter im Ger eingeschlossen sein, weil Papa gleich am ersten Tag, an dem wir wegfuhr, irgendwelche Schafe abhandenkamen und er sie suchen reiten musste. Es entwickelte sich aber schließlich alles ganz anders und endete mit Großmutter's Tod.

Eigentlich weiß niemand, was damals genau passierte, weil Papa nicht dabei war und uns nichts sagen konnte, und Ojuna nur schrie, bis sie Mama, die sie krampfhaft an sich drückte, mit den Tränen den ganzen Kragen des Deels durchnässte hatte. Das Auto war auf der Rückfahrt von Munchtsetseg und Majdar hängen geblieben. Das Benzin war ausgegangen, und laut Mama war es, und das stimmte wahrscheinlich, bis zur nächsten Tankstelle zu weit, um zu Fuß hinzugehen.

Wir freuten uns, dass wir wenigstens Ojuna nicht dabei hatten, weil, sie in der Julihitze der Gobi zwanzig Kilometer weit auf dem Rücken oder dem Arm zu tragen, keine von uns gewollt hätte. Wir schleppten ja schon, so gut es ging, die mit Kumys gefüllten Limonadenflaschen und blieben unterwegs immer wieder stehen und tranken davon, und die Milch war in kürzester Zeit kochend heiß, und uns allen wurde davon

schwindlig, und auf den ganzen zwanzig Kilometern gab es keinen einzigen Baum.

Als unser Zuhause kein wie ein verirrtes Rappenfohlen einsam in der Steppe hockender schwarzer Punkt mehr war, sondern wir den Türrahmen und den orangeroten Ornamentstreifen um ihn herum erkennen konnten, bemerkten wir etwa zwanzig Schritte westlich vom Ger ein hingestreutes Häufchen. Je näher wir kamen, desto klarer wurde, dass es das war, was uns allen eingefallen war, aber aus Angst keine laut gesagt hatte. Großmutter lag wie ein entwurzelter verkrümmter Baum seltsam auseinandergeworfen auf dem Boden, so dass gleich offenbar war, dass sie nicht nur so umgefallen, sondern wahrscheinlich von irgendeinem Krampf geschüttelt worden war, obwohl sie vorher nie Krämpfe gehabt hatte. Es war nicht klar, wohin Großmutter gegangen war, weil man in diese Richtung weder Harn lassen, noch beten, noch Argal zum Heizen holen ging, kurz, hier ging nie jemand irgendwohin, geschweige denn sie, die immer nur zu einem bestimmten Zweck irgendwohin ging. Dann, nachdem wir uns alle von diesem Schreck erholt hatten, standen wir eine Weile ratlos da vor Großmutter. Sie war schon steif, und man konnte sie nicht geradebiegen. Es gelang uns nicht einmal, die geballten Fäuste zu öffnen, und wir versuchten es eine nach der anderen, nur Mama nicht, aber sie ließ zu, dass wir es probierten.

Plötzlich aus heiterem Himmel erleichte Mama, schrie auf und rannte in Richtung Ger. Magi, Nara und ich, wir alle hatten Ojuna vergessen.

Sie hockte im Ger neben dem Ofen, in Magis Ziegenknöchelchen vertieft, mit denen sie Reihen legte und die Erde aufkratzte.

Das behauptete Mama, Ojuna war, als wir kamen, nicht zu

sehen, nur aus Mamas Armen erklang ein herzerreißendes I-Ahen, und Mamas Arme waren ganz blutleer und weiß, wie sie das Kind inständig an sich presste.

Papa kam am nächsten Morgen, fand Großmutter, mit einem Fell zugedeckt, vor dem Ger und drinnen fünf in ein einziges Bett gequetschte Frauenzimmer. Mama und Papa schleppten Großmutter hinauf zu unserem Platz an einem Berghang ein Stück östlich von uns und ließen sie dort. Als wir nach fünfundvierzig Tagen nachschauen gingen, war nichts mehr da. Damals blieb Ojuna zum ersten Mal allein daheim, weil sie, als Papa unterwegs Großmutter's Namen aussprach, so in seinen Armen herumrutschte, dass Papa sie absetzen musste und sie mit der Geschwindigkeit eines getretenen Welpen zurück nach Hause rannte.

Als ich Ojuna später danach fragte, war sie zwar schon groß und vernünftig, konnte mir aber von dem, was damals geschehen war, auch nicht mehr sagen, als ich schon wusste. Aber wie Papa von einem Stier aufgespießt wurde und heimkam und sich mit schwarzroten Händen den aufgerissenen Bauch zuhielt, daran konnte sie sich gut erinnern. Und das war nur ein paar Wochen später passiert. Man kann Ojuna fast genauso wenig wie Mama glauben. Sie hielten ja auch ewig zusammen. Bis zu Mamas Tod.

Von Großmutter wurde dann von der Zeit an bei uns nicht mehr viel gesprochen. Niemand verstand, wie sie von uns gegangen war. Nur Magi und Nara suhlten sich manchmal in Gruselgeschichten und beobachteten aus den Augenwinkeln Ojuna, die auf den Boden blickte und tat, als höre sie nichts, und Papa machte ein finsternes Gesicht, und Mama wurde blass und versetzte dann manchmal Magi und Nara einen Schlag auf den Rücken, damit sie endlich den Mund hielten.

Nur einmal, ein paar Monate nachdem wir Großmutter an unseren Begräbnisort gelegt und sie den Raubtieren überlassen hatten, erzählte uns Papa ein bisschen was.

Er hatte uns damals eines Abends wieder einmal auf den Pferden mitgenommen, um nach Magis weißer Lieblingsstute zu sehen, die jeden Augenblick ein Fohlen werfen sollte.

Wir ritten im Galopp, weil Magi jammerte, die Stute würde sicher schon gebären, hinter uns sank in den Wolken von Gobistaub die müde tyrannische Scheibe zur Erde herab, und als ich mich zu Nara umdrehte, galoppierte sie in der Sonne wie eine Yuan-Prinzessin im Rahmen eines goldenen Bildes, und jedes einzelne Haar leuchtete, wie bei den Russinnen, die in unserem Somonzentrum lebten.

Als wir uns der Herde näherten, war schon von weitem zu sehen, dass alles vorüber war. Ein Stück abseits der Herde stand die bewegungslose Silhouette der erschöpften Stute mit dem an einer Zitze festgesaugten nassen Fohlen. Sie sahen zufrieden aus, daher störten wir sie nicht, und Papa sagte, er würde uns etwas erzählen.

So ernst und dringlich hatte er zuletzt nach der großen Kälte gesprochen, als er uns mitteilte, dass uns kein einziges Zicklein übrig geblieben war und uns, falls wir nicht schnell von diesem Ort wegzögen, auch kein einziges Lamm bliebe, und Mama fing dann gleich zu packen an, und am nächsten Tag zogen wir gleich morgens los. Jetzt sah Papa ähnlich feierlich und fast genauso düster aus. Dass er nicht gewollt hätte, dass Ojuna dabei wäre, weil Mama uns verboten hatte, vor ihr von Großmutter zu reden, und Mama selbst ging es dabei auch nicht gut. Sie warf sich vor, sie allein daheimgelassen zu haben, und ärgerte sich über Papa, weil ihm seine Schafe wichtiger als Großmutter gewesen waren.

Doch hatte Papa ja nicht wissen können, dass Großmutter sterben würde, das begriff ich schon damals, und daher verteidigte ich ihn, und dass ihn keine Schuld trifft, denke ich auch heute noch.

Er sagte: »Obwohl wir von Großmutter nicht reden, wird eines der ersten Worte eurer Kinder der Name Dolgorma sein. Dank ihr und dank anderen westlichen Durwut-Ahnen können wir jetzt hier bei unserer Herde sitzen und mit unseren Ärschen die Wärme des heimatlichen Aimak spüren. Großmutter's Urgroßmutter hieß Tschuluuntsetseg. Diesen Namen hatte ihr Vater ihr gegeben, weil sie die erfluchte Blume war, die in der Spalte eines unfruchtbaren Felsens aufkeimte, im Schoß seiner Frau, als sie schon die ersten grauen Haare bekam. Seine Tochter Tschuluuntsetseg, die Mutter von Dolgormas Großmutter, war als Fünfzehnjährige einem Mandschu-Prinzen geschenkt worden, aber mein Urgroßvater entführte sie in der Nacht vor der Hochzeit und versteckte sie ein ganzes Leben lang, obwohl er nur ein armer Huchenfischer war und einer der wenigen um die großen Seen ansässigen reinblütigen Westler, viele von ihnen waren in den Chamar-Kriegen gefallen, und die Übriggebliebenen hatten die ständigen Demütigungen der Chalch nicht ertragen.«

Ich fand das nicht besonders unterhaltsam. Ich lutschte an einem Halm und wartete, bis Papa zu etwas Spannenderem käme, einer Geschichte, bei der einem der Atem stockt. Dass er auch so erzählen konnte, wusste ich, doch führte er es nur selten vor. Diese Erzählung hörte sich an wie das Summen von Fliegen an einem heißen Nachmittag. Sie machte mich schläfrig. Ich wusste aber, dass es für Papa wichtig war, uns davon zu erzählen.

»Großmutter entstammte einer reichen Familie von Kaschirmagnaten, ihre Mutter hatte dem Vater Onons gefallen, Großmutterns Vater, der Kaschmir direkt an den Hof des Khans lieferte und zu dem aus Urga immer die Steuereinnehmer des Khans, die mit Paradiesvogelfedern geschmückte Samtmützen trugen, geritten kamen. Großmutterns Vater war ein großer Darga für die ganze Region längs des Selenge, was er sagte, galt, und wenn es der Darga so wollte, weigerte sich die ganze Gegend, den Mandschu Abgaben zu zahlen, weil die Nojon des Darga somit, was jedem klar war, die anderen Ger zur Rechenschaft gezogen hätten.

Das konnte zum Beispiel passieren, wenn der Khan plötzlich den Kaschmirpreis senkte und von heute auf morgen kein Geld für chinesischen Reis und für ein gutes russisches Messer da war. Dann schwang Onon sich in den Sattel, schrie morindoo! und verwandelte sich in ein sagenhaft schnelles Tier mit vier Füßen. Und wenn er so in einer Staubwolke durch die Steppe raste, kamen aus den Ger seiner Männer Krieger in karminroten Deels gelaufen, einen Sack mit getrocknetem Fleisch und einen harten hölzernen Sattel über dem Arm. Ihre Frauen und Kinder bespritzten sie mit Milch, um ihnen Glück zu wünschen, und winkten ihnen nach, und Onon, seine Krieger hinter sich, stieß jeden Beschluss des Khans um. Daher sank der Kaschmirpreis zeit seines Lebens nie so tief, als dass sich Großmutterns Familie mit Häuten hätte abgeben, mit Fleisch hätte schachern und sich irgendwie extra um die Milch hätte kümmern müssen wie alle anderen, denen nichts anderes übrigblieb, als sich dauernd mit den habgierigen Chinesen um jeden Yuan zu streiten. Dolgorma hat die Chinesen immer ein bisschen verachtet. Ihre Familie war nie auf sie angewiesen, und daher musste sie selbst sich auch nie mit ihnen einlassen.«



Petra Hulová

Kurzer Abriss meines Lebens in der mongolischen Steppe

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Klappenbroschur, 304 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-630-62127-2

Sammlung Luchterhand

Erscheinungstermin: Oktober 2007

Drei Frauenschicksale zwischen Tradition und Moderne

Kürzlich in der mongolischen Steppe: Dzaja ist keine reine Mongolin und deshalb nicht recht anerkannt im Nomaden-Clan. Außerdem ist sie nur ein Mädchen. Als sie volljährig ist, geht Dzaja in die Stadt, um ihr Glück zu finden. Doch bald erkennt sie, dass sie in der Stadt das Mädchen aus der Steppe ist, eine Fremde. Berührend, bilderreich und gleichzeitig lakonisch schildern erst Dzaja, dann ihre Mutter und später Dzajas Tochter scheinbar ganz alltägliche Begebenheiten. Von der Rechtlosigkeit der Frauen in der Steppe, von der Sinnlichkeit und Farbigkeit des Nomadendaseins und von der Beliebigkeit und Kälte städtischer Kultur, die aber auch Freiheit bietet. Am Ende muss jede der drei Frauen für sich ihren ganz eigenen Weg finden und auf etwas verzichten, was eigentlich unverzichtbar ist: Auf das Alte zugunsten des Neuen. Oder auf die Freiheit zugunsten der Sinnlichkeit.

 [Der Titel im Katalog](#)